

»Persönliches Wachstum auf fremdem Boden«



Der Verein Crescenda bildet seit zehn Jahren Migrantinnen zu Unternehmerinnen aus. Das Crescenda-Modell setzt auf die soziale und berufliche Integration und richtet den Fokus auf die Fähigkeiten und das Wissen der Migrantinnen. Ein Gespräch mit Dr. Béatrice Speiser, Gründerin von Crescenda.

FAKTEN

- 2004 Gründung von Crescenda
- 2005 Durchführung des Pilotkurses
- 2007 Schweizerischer Integrationspreis
- 2008 Eduqua-Zertifizierung

Über 60 Unternehmen wurden gegründet und weitere Erfolgsgeschichten wie beispielsweise erstmalige Stellenantritte oder Beförderungen initiiert.

Was hat Sie veranlasst, Crescenda zu initiieren?

Ich habe in den 1990er-Jahren Frauenprojekte in Indien besucht und dabei die Bedeutung der Einfrau-Unternehmen kennengelernt. Etliche Jahre später habe ich während eines Abendessens mit einer Kollegin überlegt, weshalb diese Erfahrungen nicht situationsadäquat für die hiesigen Integrationsbemühungen fruchtbar gemacht werden. Aus diesen Überlegungen ist schließlich Crescenda entstanden.

Warum richtet sich Crescenda ausschließlich an Migrantinnen?

Migrantinnen befinden sich durch ihre Einwanderung in einer speziellen Lebenssituation. Oftmals werden ihre Diplome nicht anerkannt, sie fühlen sich vom veränderten sprachlichen, kulturellen und regulatorischen Umfeld verunsichert und leben weit weg von ihrer Herkunftsfamilie. Häufig bekunden eingewanderte Frauen vor allem in den ersten Jahren Mühe, sich ein neues – informelles wie auch formelles – Netzwerk aufzubauen. Wenn sie sich zudem in der schwierigen Situation einer Scheidung oder einer Trennung befinden, verschärft sich ihre berufliche und sozial isolierte Lage noch. Nicht selten sind schließlich gesundheitliche Beeinträchtigungen die Folge dieser Abwärtsspirale.

Weil es außerdem wissenschaftlich erhärtet ist, dass Frauen anders – weniger risikofreudig – an die Gründung eines Unternehmens herangehen als Männer, ist es sinnvoll, ein Angebot zu haben, das sich ausschließlich an Migrantinnen richtet.

Inwiefern hat sich Ihre Perspektive nach zehn Jahren verändert?

Ich habe erst im Laufe dieser zehn Jahre die tiefere Problematik rund um das Thema »Migrantinnen und Erwerbstätigkeit« wirklich in ihrer ganzen Komplexität verstanden. Meine Perspektive hat sich in diesen Jahren nicht geändert, doch ich habe mehr und mehr die Wichtigkeit eines umfassend gelebten Potenzialansatzes, einer eigentlichen Empowerment-Philosophie erkannt.

Welche Bedeutung hat Arbeit für Migrantinnen?

Zunächst einmal hat Arbeit für Migrantinnen genau die gleiche vielfältige Bedeutung wie für Einheimische. Hinzu kommt allerdings ein sehr wesentlicher integratorischer Aspekt: Arbeit bedeutet und bewirkt Partizipation an der hiesigen Gesellschaft!

Warum favorisieren Sie die Selbstständigkeit gegenüber einem Angestelltenverhältnis?

Ich favorisiere keineswegs generell und in jedem Fall die Selbst-

ständigkeit. Es ist bloß so, dass aufgrund der speziellen Situation der Migrantinnen – insbesondere mangelnde Diplomanerkennung, sprachliche und kulturelle Unsicherheiten oder auch die spezifische familiäre Situation – eine selbständige Erwerbstätigkeit die beste, wenn nicht die einzige Möglichkeit bildet, die eigenen Ressourcen im hiesigen Erwerbsleben zur Entfaltung zu bringen. Wir haben außerdem die Erfahrung gemacht, dass das Ziel einer Unternehmensgründung, gerade für traumatisierte Flüchtlinge, oftmals ein entscheidender Antrieb sein kann, sich wieder vermehrt der Zukunft zuzuwenden und das eigene Leben in die Hand zu nehmen.

Zudem bin ich davon überzeugt, dass eine umfassende, individuell abgestimmte, aber in einer Gruppe stattfindende Vorbereitung für eine Unternehmensgründung immer auch ein Integrationsprozess ist: im Erfahren um die sich erweiternde Handlungsfreiheit, im sich Austauschen mit »Schicksalsgenossinnen« und im Erleben, dass persönliches Wachstum auch auf fremdem Boden stattfinden kann.

Was funktioniert gut und wo bedarf es eines Umdenkens innerhalb der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die Berufstätigkeit von Migrantinnen in der Schweiz?

In vielen Bereichen hat sich in den letzten Jahren eine positive Entwicklung gezeigt: So hat sich der Fürsorgestaat zu einem aktivierenden Sozialstaat gewandelt, die Ausländerpolitik entwickelte sich zu einer Integrationspolitik, und in der Arbeitswelt ist die Bedeutung der Berufsbildung erkannt worden. Wünschenswert wäre es in einem nächsten Schritt, in allen drei Bereichen eine umfassende und



Sine Diagne Jeanneau, Senegal, Leiterin des Hospitality-Bereiches von Crescenda

konsequente Verwirklichung des Potenzialansatzes anzustreben.

Im Grunde genommen leben wir in einer paradoxen Situation: Während wir regelmäßig gezielt Fachkräfte aus dem Ausland beiziehen, weil es an entsprechend Qualifizierten im Inland mangelt, betrachten wir die bereits hier wohnhaften Ausländer oftmals durch eine skeptische, kritische Brille. Es heißt dann, die sprachlichen Fertigkeiten genügen nicht, die Ausbildung im Ausland sei nicht gleichwertig mit einer inländischen und vieles mehr.

Schließlich ist festzustellen, dass zahlreiche Migrantinnen

gemäß »offiziellen« volkswirtschaftlichen und insbesondere arbeitsmarktrelevanten Erhebungen nicht existent sind. Sie werden es erst, wenn sie arbeitslos oder gar von der Sozialhilfe abhängig sind, also wenn die Abwärtsspirale bereits begonnen hat.

Wäre es da nicht viel klüger, insbesondere auch aus volkswirtschaftlichen Überlegungen, diesen Menschen frühzeitig auf Augenhöhe zu begegnen und sie dahingehend zu unterstützen, dass sie ihre vielfältigen Ressourcen möglichst adäquat im hiesigen Erwerbsleben einsetzen können?

Mit offenem Blick auf das Potenzial



Ginette Huwiler, Haiti, Wirtin

Dem Begriff der »Migrantin« haftet häufig eine negative Konnotation an. Die stereotypen Vorstellungen über eingewanderte Frauen treten tagtäglich auf: niedrig qualifiziert, bildungsfern, arm. Wir glauben sie zu kennen, die Migrantinnen, die in der Schweiz leben.

Sie putzen in unseren Haushalten, pflegen in den Spitälern, hüten Kinder und betreuen Betagte, sitzen an den Kassen der Großverteiler, bedienen in den Restaurants, arbeiten im Unterhaltungs- und Sexgewerbe. In Medienberichten und anlässlich politischer Debatten begegnen uns Migrantinnen als Mütter mit kleinen Kindern, eher schlecht gebildet, der Landessprachen unkundig und patriarchalen Traditionen ihrer Herkunftsländer unterworfen.

Nicht zufällig werden erfolgreiche »weiße« Migrantinnen oft nicht über ihre Herkunft, sondern als Berufsfrauen über ihren Leistungsausweis definiert. Frau Professor R., Dozentin an einer Schweizer Hochschule (aus Frankreich), Frau Dr. M., Oberärztin an einem Regionalspital (aus Kroatien), Frau Y., Ingenieurin in einem renommierten Architekturbüro (aus der Türkei) oder Frau S., weltweit bekannte Musikerin (aus den USA) gelten gemeinhin nicht als »Migrantinnen«. Und trotzdem sind auch sie eingewandert und mussten sich mit den hiesigen Verhältnissen auseinandersetzen. Wie alle anderen Zugewanderten auch.

Sind also die Vorstellungen, dass Migrantinnen niedrig qualifiziert, bildungsfern und arm sind, falsch? Ja und nein. Viele Migrantinnen verrichten tatsächlich Arbeiten, die als schmutzig und anstrengend gelten und mit unattraktiven und unregelmäßigen Arbeitszeiten verbunden sind. Es gibt sie, die niedrig Qualifizierten, jene, die der Sprache ihres Wohnorts nicht oder nur teilweise mächtig sind, Migrantinnen, die gerade in der Lebensphase stehen, in der sie als Mütter für kleine Kinder zu sorgen haben, oder Frauen, die mit spezifischen traditionellen Geschlechterrollen ihrer Herkunftsgesellschaft konfrontiert sind.

Die gängigen Bilder, die in der Öffentlichkeit über Migrantinnen kolportiert werden, entsprechen jedoch nur teilweise der Wirklichkeit. Migrantinnen haben unterschiedlichste Biografien, verfügen sowohl über gute wie weniger gute Ausbildungen, sind auch in mittleren und hoch qualifizierten Berufen tätig, sprechen ausgezeichnet Deutsch, Französisch oder Italienisch und noch mindestens eine, wenn nicht zwei weitere Sprachen dazu, sind jung oder alt, befinden sich in verschiedensten Lebensphasen mit und ohne Kinder, orientieren sich an Weltbildern, die als traditionell, aber auch als modern bezeichnet werden können. Kurz: Migrantinnen sind Frauen wie Schweizerinnen auch.

Ein besonders weit verbreitetes Stereotyp ist das der Migrantin als Opfer. Im öffentlichen Diskurs und in der Politik, aber häufig auch in der Forschung werden Frauen im Migrationskontext oft ausschließlich als Opfer gesehen. Sie erscheinen als Problemfälle, unselbständig, passiv, abhängig und wenig integriert. Besonders häufig sind die Vorstellungen, dass Migrantinnen – im Gegensatz zu Schweizerinnen – durch die patriarchalen Traditionen und Strukturen ihrer Familien und Herkunftsgesellschaft unterdrückt würden.

Die ausschließliche Betonung des Opferstatus ist problematisch, weil er den Blick auf die Potenziale von Migrantinnen verstellt. Zahlreiche neue Forschungsarbeiten aus dem Bereich der Sozialwissenschaften zeigen auf, dass migrierende Frauen oft über sehr viel Tatkraft, über große Sozialkompetenz und Energie verfügen, die sie nicht zuletzt mit ihrem Migrationsentscheid und in der Migrationssituation unter Beweis stellen. Diese Kompetenzen werden durch die einseitige Betonung der Opferrolle unsichtbar gemacht, zum Nachteil der Migrantinnen.

Immer öfter wird die traditionelle Siedlungswanderung (definitive Auswanderung mit dem Ziel, sich für immer an einem anderen Ort niederzulassen) durch eine Existenzweise zwischen zwei Staaten abgelöst. Die neuen Transport- und Kommunikationsmöglichkeiten machen es möglich, an mehreren Orten sozial eingebunden zu sein und familiäre, ökonomische, politische und kulturelle Netzwerke grenzüberschreitend zu pflegen. Auch Migrantinnen leben immer häufiger in diesen transnationa-

len Lebensformen. Das kann bedeuten, dass Migrantinnen aus den Philippinen, die als Kindermädchen oder Krankenschwestern in Europa, Kanada oder in den Golfstaaten arbeiten, nicht nur ihren Lohn nach Hause schicken, damit die Kinder zur Schule gehen können, sondern dass sie zugleich täglich per Handy oder über Skype mit ihren Kindern in der Heimat in Kontakt sind und sie im Alltag begleiten.

Die Erkenntnisse zu Frauen in der Migration belegen es: Migrantinnen sind keineswegs nur den herkömmlichen, oft weiblichen Migrationsbiografien zugeschriebenen Arbeits- und Lebensumständen zuzuordnen. Die Lebenslagen von Frauen ohne Schweizer Pass sind mit jenen von einheimischen Frauen vergleichbar, selbst wenn sich für Migrantinnen in vielen Situationen schlechtere und schwierigere Lebensbedingungen feststellen lassen.

Ein unverstellter Blick auf die vielfältigen Realitäten eingewanderter Frauen ist dringend notwendig, um den jeweiligen Situationen migrierter Frauen angemessen Rechnung zu tra-



Krishnabavani Sritharan, Sri Lanka, Tanzlehrerin

gen. Im Bereich Bildung, Arbeitsmarkt, Integration, Migrationspolitik und Gleichstellung kann ein Perspektivenwechsel bei der Wahrnehmung von Migrantinnen dafür sorgen, dass – in Abkehr vom Opferdiskurs – dort angesetzt werden kann, wo Handlungsbedarf besteht: bei vermehrten Bildungs- und Weiterbildungsangeboten.

Simone Prodolliet, Geschäftsführerin EKM, Eidg. Kommission für Migrationsfragen

Olga Gontcharova, Ukraine, Leiterin zweier Integrationsprojekte, eigenes Nähatelier / Joanna Krawczyk, Polen, Deutschlehrerin

